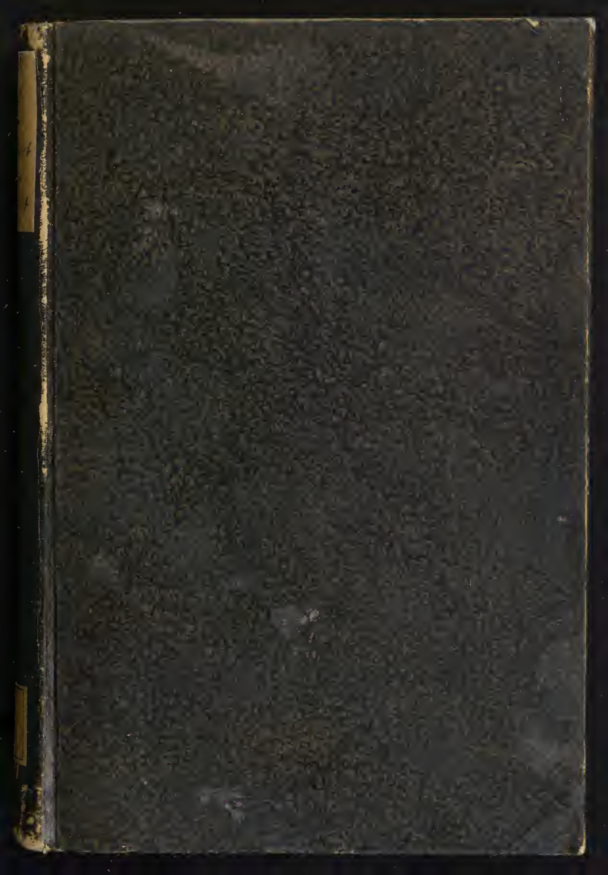


beide. Die Seeluft und das Schiffsleben brachten ihr keine Erleichterung. Die Kräfte nahmen auch auf dem Schiff immer mehr ab, so daß sie fast nicht mehr außer Bett sein konnte; ihre innere Ruhe und stille Zufriedenheit blieb sich aber gleich, was auch mich oft ermunterte und aufrichtete. Am 24. August war sie zum letzten Mal am Tisch. Dann schwanden die Kräfte und ihr Verlangen, beim Herrn zu sein, nahm zu. Sie kümmerte sich um nichts mehr in dieser Welt. Nur der Gedanke, mich allein in einem schweren Weg zurückzulassen, schmerzte sie tief. Zwei Tage vor ihrem seligen Verscheiden verlor sie durch lauter Schwäche ihre Stimme. Am 5. Sept. Morgens entschlief sie sanft. Nachmittags 4 Uhr wurde sie in die Tiefe gesenkt, während Missionar Chapman die englische Begräbnißliturgie las."

Riis trat nun aus dem Dienste der Basler Missionsgesellschaft aus und wurde Pastor zu Stavanger in Norwegen. Er erholte sich wieder so weit, daß er eine zweite Ehe eingehen konnte. Aber 1854 war auch sein Pilgerlauf vollendet.

Hiemit schließen wir die Geschichte der „Anfänge der Basler Mission auf der Goldküste." Es waren wirklich nur Anfänge. Die eigentliche Arbeit, aus welcher die jetzt immer mehr zu Tage tretenden Früchte hervorgegangen sind, geschah erst in den folgenden 2—3 Jahrzehnten. Einen anschaulichen Blick in diese mühereiche Saat- und Kampfeszeit gewähren u. A. zwei Schriften, im Verlag des Basler Missionskomptoirs erschienen, welche wir unsern Lesern bei dieser Gelegenheit empfehlen möchten: „August Steinhauser. Ein Bild aus der westafrikanischen Mission, von Joh. Müller. 1874," ein mit warmer Liebeshand und der Frische eines Augenzeugen geschriebenes Lebensbild, und „Zehn Jahre auf der Goldküste, Skizzen aus dem Leben des Basler Miss. J. Heck. 1869", ebenfalls geeignet, von den Leiden und Freuden eines evangelischen Heidenboten auf der Goldküste einen richtigen Begriff zu geben.

Die Goßner'sche Mission unter den Kols.

„Nicht uns Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre!" Das ist ein Gebet, welches ohne Zweifel alle wahrhaft christlichen Missionsgesellschaften und Missionare täglich zu dem ihri-

gen machen. Auf keinem andern Gebiet wenigstens geht dasselbe häufiger und deutlicher in Erfüllung als auf dem der Mission.

Das schlagendste Beispiel hiefür ist vielleicht die Goßner'sche Kolsmission, oft „die Perle der deutsch-evangelischen Missionen", auch schon „eine Ehrensache der evangelischen Christenheit Deutschlands" genannt. Denn mit fast ebensoviel Recht hätte man dieselbe als „das Aschenbrödel der deutschen Mission" oder „die Schande der evang. Christenheit Deutschlands" bezeichnen können. Ist man doch im Blick auf dieses Gotteswerk versucht auszurufen: wahrlich, nicht durch das, was Menschen gethan haben, sondern trotz dessen was Menschen gethan haben, ist es zu Stande gekommen! Die Missionare haben gefehlt durch Ungeduld und Verzagtheit während der prüfungsvollen Saat- und Wartezeit, durch Scheu vor dem mühsamen Studium der Volkssprache, durch Nachlässigkeit und Unschlüssigkeit gerade in den kritischsten Tagen der Gährung und der Entscheidung, durch allzu kindliche Unvorsichtigkeit auf der einen und allzu kluge Vorsorglichkeit auf der andern Seite, durch Herrschsucht, Ehrgeiz und Unverträglichkeit; die eingebornen Christen haben gefehlt durch fleischliche Selbsthilfe, egoistische Rechthaberei, unevangelische Freiheitsbestrebungen und viele andere große Schwachheiten; die Missionsleitung hat gefehlt anfangs durch übertriebene Schonung, Nachsicht und Formlosigkeit, dann durch ebenso übertriebenen Organisationseifer, Mißtrauen, Rücksichts- und Taktlosigkeit; die ganze deutsche Christenheit hat gefehlt durch beispiellose Gleichgiltigkeit und Kargheit; die freigebigeren englischen Freunde durch Parteilichkeit und Selbstzufriedenheit, und endlich der anglikanische Bischof durch hierarchische Anmaßung und hochkirchliche Proselytenmacherei. Das alles ist's was die Menschen herzlich schlecht gemacht haben. Und doch gibts keine Mission, in welcher so augenfällig von ihrer Gründung an und durch alle Stadien ihrer Entwickelung hindurch die Herzen und Umstände von oben wären geleitet worden, keine Mission, die schnellere und zahlreichere Früchte aufzuweisen hätte; keine, durch welche ein tiefgesunkenes, in Aberglauben und Geisterfurcht gefangenes, von grausamen Gewalthabern unterdrücktes Heidenvolk zu frischerem und hoffnungsvollerem Aufschwung gebracht worden; keine, welche wunderbarere Gebetserhörungen, merkwürdigere Bekehrungen und überhaupt eine bedeutendere Geisterbewegung aufzuweisen hätte, als diese deutsche Mission unter den Kols. Das alles

ist's, was Gott so unaussprechlich wohl gemacht hat. Reichlich lohnt sich daher die Mühe, Seinen Spuren in der Geschichte der Kolsmission nachzugehen und leicht tröstet man sich über das viele Dunkle und Unaufgeklärte, welches auch nach den letzten schriftstellerischen Darstellungen dieser Geschichte noch übrig bleibt.

Viel interessantes Material ist in dem soeben bei Mühlmann in Halle erschienenen Buch: „Die Goßnersche Mission unter den Kols. Bilder aus dem Missionsleben von L. Nottrott, Archidiakonus in Naumburg a. d. S." zusammengestellt. In der ersten Abtheilung wird uns naturgetreu und anschaulich das Land mit seinen Bewohnern, die Nacht des Heidenthums, die politischen und socialen Verhältnisse, das Leben im Heidendorf, Hochzeit, Krankheit, Tod, Begräbniß, kurz das ganze äußere und innere Leben der Kols mit ihrem Sehnen und Suchen geschildert. Dann folgt eine kurze, nicht ganz lückenlose Geschichte der Kolsmission sammt einer nüchternen, aber doch etwas einseitigen Darstellung der traurigen Vorgänge des J. 1868 und ihrer Folgen. Die dritte Abtheilung endlich bringt die eigentlichen „Bilder aus dem Missionsleben", welche ganz dazu angethan sind, auch einem der Mission ferner stehenden Leser von dem Arbeiten und Treiben „auf der Station", von den „Schulen", dem „Privatleben der Missionare", den „eingebornen Helfern", dem missionarischen „Reisen", einem „Christen-Dorf" u. s. w. eine Vorstellung zu geben. Die Einleitung, welche „die Reise zu den Kols" beschreibt und den einzigen Zweck haben soll, „mit nicht allzu dürren Worten zu sagen, wo das Volk der Kols wohnt und welcher Weg zu ihnen führt", und der Schluß, welcher einen „Blick in die Zukunft" wirft, sind wohl die schwächsten Stücke dieses sonst recht gelungenen Buches, von Uebertreibung und Sentimentalität jedenfalls nicht ganz frei. Denn die Schilderung auf S. 447: „aus ihren Augen leuchtet Friede, auf ihren Stirnen liegt Intelligenz, dem Munde merkt man es an: er kann beten" ist doch wohl etwas überschwänglich, sowie die Hoffnung, daß durch die Evangelisirung gerade der Kols ganz Indien, ja die Heidenwelt überhaupt gewaltig beeinflußt werden werde. Auch die Behauptung auf S. 328: „Volle Einmüthigkeit, wie sie das Evangelium schaffen will, kommt hienieden doch nur zwischen denen zu Stande, die auf derselben Bildungsstufe stehen und dieselben nationalen Interessen haben", wie überhaupt alles was über die geisti-

gen Entbehrungen eines Missionars, über seine Sehnsucht nach der europäischen Heimat u. s. w. SS. 5. 322 gesagt ist, scheint uns übertrieben oder doch nicht ganz missionsmäßig. Thatsache ist, daß viele nach Europa zurückgekehrte Missionare stärkeres Heimweh nach ihrem Arbeitsfeld im Heidenland haben, als sie je dort nach dem europäischen Vaterland hatten. Auch einige Aeußerungen auf S. 48 und 324 scheinen uns mindestens zu deutsch gedacht oder gefühlt. Ein Missionar sollte doch, wenn auch nicht seine „patriotische Begeisterung", so doch alle nationale Engherzigkeit und Schwärmerei daheimlassen. Aber gerade für diese Aeußerungen ist nicht der Verfasser, sondern seine Quellen verantwortlich. Für seine werthvolle Arbeit können wir ihm nur dankbar sein.

Viel kritischer, wenn auch nicht gerade objektiver, ist die Behandlung des gleichen Gegenstandes von Pastor Jellinghaus (1865—1870 selbst Missionar unter den Kols) in der „Allgem. Miss.-Zeitschrift." Seine gewissenhafte Darstellung des ganzen Verlaufes der Dinge ist wohl geeignet, gewisse Dunkelheiten aufzuhellen, der Verfasser ist aber nicht eingehend genug und wohl überhaupt nicht in der Lage, den Schleier vollends zu lüften, der immer noch über manchen Partieen der Kolsmission liegt. Beide Arbeiten zusammengenommen setzen uns jedoch in den Stand, ein ziemlich vollständiges Bild derselben uns zu entwerfen, was wir im Folgenden zu thun versucht haben.

1. Die Kols.

Kola ist im Sanskrit der Name eines gefallenen Kriegerstamms oder einer Mischlingskaste, der aber auch „Eber" bedeuten kann; um das Volk, oder die Völklein, welche man unter diesem Namen befaßt, nicht zu tief herabzudrücken, hat man neuerdings angefangen, dieses Wort in Kolh (Kolaha) d. h. Schweinetödter zu verwandeln. Wahrscheinlich aber ist es dravidischen Ursprungs und mag wirklich Tödter, Jäger bedeuten (von der drav. Wurzel kol tödten, daher kōl die Keule). Schon länger her gebrauchen es die Hindus für mehrere, in Tschota Nagpur wohnende, der indischen Urbevölkerung angehörige Stämme. Tschota oder eig. Tschutia Nagpur liegt etwa 60 deutsche Meilen westlich von Kalkutta, hat einen Flächeninhalt beinahe so groß wie England, erhebt sich 1000—3000 Fuß über den Spiegel des bengalischen Meerbusens und ist ein sehr frucht-

bares, nicht allzu heißes und daher verhältnißmäßig gesundes, meist aber wildes, bewaldetes und an vielen Stellen von Tigern, Leoparden, Bären und giftigen Schlangen wimmelndes, aber auch an schönen Bergen, Flüssen und Wasserfällen reiches Tafelland. Die unter dem Namen Kol gewöhnlich zusammengefaßten Volksstämme sind die Uraos, Mundas, Kerrias, Larkas, Bhumidschas und Santals. Ihrer Sprache nach zerfallen sie in zwei Gruppen, da der Urao-Dialekt entschieden der dravidischen Sprachfamilie angehört, während alle übrigen Mundarten der Kols zur kolarischen oder Ho-familie gehören (darin der Mensch Ho, Hod, Horon heißt). Nottrotts Gedanke an eine Verwandtschaft mit den arischen Sprachen ist nur durch höchst zufällige Aehnlichkeiten hervorgerufen.

Die Religion dieser, etwa 3 Millionen zählenden, Bergbewohner entspricht ganz der klassischen Darstellung, welche Paulus im 1. Kap. des Römerbriefes vom Heidenthum gibt. Daß Ein Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, ist, wissen und glauben sie so fest als irgend ein Volk. Weil sie ihm aber nicht danken, d. h. es für überflüssig halten ihm zu dienen und ihn anzurufen, da er ja „gut" sei und man sich vor ihm nicht zu fürchten brauche, so sind sie, wie alle anderen Heiden, in den Dienst der Sichtbarkeit und Sinnlichkeit gerathen und einer wahrhaft quälenden Furcht vor den bösen Geistern anheimgefallen. Von dieser ist ihr ganzes Denken und Leben beherrscht. Ueberall fühlen sie sich von ihnen, deren Zahl Legion ist, bedroht; Krankheit, Verlust, Unglück und Noth aller Art wird ihrem dämonischen Einfluß zugeschrieben. Dieser schrecklichen Plagegeister sich möglichst erfolgreich zu erwehren, — darin besteht die ganze Religion der Kols. Sich im Besitz ihrer Güter, ihrer Gesundheit und ihres Lebens zu erhalten, sowie alles Uebel abzuwenden — das ist der einzige Zweck all ihrer Opfer, Ceremonien und Gebete. Nicht sie dienen den höheren Wesen, sondern diese sich dienstbar oder doch unschädlich zu machen, das ist die durchaus selbstsüchtige Absicht ihrer religiösen Gebräuche. Die Mundas und Larkas nennen Gott Singbonga im Unterschied von allen untergeordneten Geistern oder Bongas, welche als Tiefen-, Wasser- und Berggeister die ganze Natur beherrschen. So sind die Kols zwar ohne Vielgötterei, Bilderverehrung, Tempeldienst und eigentliche Priester, — aber praktisch eben doch auch „ohne Gott" in dieser Welt. Ein tiefer, trostloser Schmerz über dieses Lebens Elend und Nichtigkeit

geht deßwegen durch's ganze Volk und wird oft in den wehmüthigsten Klagen laut. Ihre einzige Zuflucht ist der Zauberer, welcher mit seinen dämonisch-schauerlichen Geheimmitteln ein viel größeres Ansehen genießt, als das — wie es scheint — noch aus einer besseren Zeit überkommene patriarchalische Dorfpriesterthum.

Ebenso traurig und trostlos sieht es in socialer Beziehung bei den Kols aus. Nicht als wenn herzliche Familienliebe, fröhliche Hochzeiten, lustige Volksfeste, treues Zusammenhalten der Stammesgenossen u. dergl. nicht auch bei ihnen zu finden wäre. Im Gegentheil: für alles, was mit Familie, Haus, Vaterland zusammenhängt, hat der gemüthstiefe Kol vielleicht mehr Sinn, als viele andere Völker Indiens. Als die ersten Urbarmacher des Bodens betrachten sie, in familienhaftem Kommunismus, diesen als ihr unveräußerliches Eigenthum, an dem sie mit großer Liebe hängen. Aber gerade in diesem ihrem Besitze sind sie, die einfältigen Naturmenschen, durch List und Gewalt der seit Jahrhunderten sich bei ihnen eindrängenden Hindus und Muhammedaner gestört, ja aus demselben verdrängt worden. Früh haben sie ihre Selbständigkeit verloren und das Joch der Fremdherrschaft tragen müssen. 1585 wurde Tschota Nagpur förmlich erobert und den Moguls tributpflichtig gemacht. 200 Jahre dauerte diese Herrschaft, welche dann durch die englische abgelöst wurde. Obgleich diese letztere eine milde und gerechte zu sein sich alle Mühe gegeben, ists doch bei den Kols kaum besser geworden. Die Zemindare d. h. solche Hindus und Muhammedaner, welche von den früheren königlichen Besitzungen ein oder mehrere Dörfer zum Eigenthum erhalten hatten und die Thikadare d. h. diejenigen, welche Dörfer in Pacht nehmen, um ihrerseits wieder den auf den Grundstücken ruhenden Erbzins einzunehmen, — diese Blutsauger, von welchen die Kols, früher ein freies Bauernvolk, nun aber zu Leibeigenen oder Erbunterthanen geworden, das Unglaubliche zu leiden haben, sind durch die englische Gesetzgebung und Verwaltung in ihren vermeintlichen Rechten nur bestätigt und befestigt worden. Früher hatten sich die unterdrückten Kols doch von Zeit zu Zeit auf dem Wege des Faustrechtes Luft schaffen können. Das ist bei englischer Polizei und Gerichtsbarkeit nicht mehr möglich. Die bestehenden Mißverhältnisse sind durch die geordnete Regierung bloß legalisirt worden, und was die Beschwerden der Einzelnen betrifft, so ist es nicht zu verwundern, daß bei der Sprachunkenntniß der

englischen und bei der Bestechlichkeit der eingebornen Beamten eben doch immer die reichen und abgefeimten Unterdrücker ihren Klägern gegenüber Recht bekommen. Mehreremal, zuerst 1820 und dann wieder 1831 und 32 sind die Kols in offener Revolution gegen ihre Tyrannen aufgestanden, aber durch Regierungstruppen bewältigt worden. In manchen Stücken haben sich die Zustände seither gebessert, im Ganzen werden die ökonomischen und socialen Verhältnisse der armen Kols aber immer noch als trostlos geschildert.

Natürlich hat dieser religiöse und politische Druck, unter welchem die Kols seit Jahrhunderten einhergehn, im höchsten Grade demoralisirend auf sie wirken müssen. Immer mehr ist ihr ursprünglich männlich edler Sinn, ihre kindliche Zutraulichkeit und Kühnheit, ihre Wahrheitsliebe und Sittenreinheit verkümmert worden. Selbst heute noch findet man Reste aller Tugenden und Geistesanlagen bei ihnen, und dem kriecherisch-heuchlerisch-bettelhaften Wesen der niederen Hindukasten gegenüber haben sie wirklich ein verhältnißmäßig hohes Maß von Offenheit, Geradheit und Unbescholtenheit bewahrt. Aber gerade ihre hervorstechendsten Nationaleigenschaften kennzeichnen sie eben doch nur allzu deutlich als Sklaven der Sünde und Diener des Fleisches. Ihr Hauptlaster ist die Trunksucht, verbunden mit leidenschaftlicher Liebe zum Tanz und zügelloser Unkeuschheit, letzteres jedoch fast ausschließlich bei der unverheiratheten Jugend. Kein Götzenfest, kein Götzenopfer, kein Familienereigniß, ja kaum ein Tag geht vorüber ohne ein tüchtiges Trinkgelage. Mehr Unheil hat kein auch noch so schlimmer Feind der Kols angerichtet, als der Reisbranntwein. Für diesen „Illi", ein sehr berauschendes, von ihnen selbst aus gährendem Reis bereitetes Getränk, könnten sie nach ihrer eignen Aussage auch das liebe Leben opfern. Bei Festlichkeiten ist oft das ganze Dorf, Männer und Weiber, Jung und Alt betrunken.

Mit der Trunksucht streitet bei ihnen bloß die Tanzsucht um den Rang. Durch beide wird natürlich das Laster der Unzucht genährt. Mit den Tänzen, welche meist bei Nacht stattfinden, sind regelmäßig schmutzige Reden, Lieder und Ausschweifungen verbunden. Die ganze unverheirathete Jugend lebt durchgängig in gemeiner Unzucht, der Ursache weit verbreiteter böser Krankheiten. Man muß nur staunen, daß trotz all' dieser selbstmörderischen Gewohnheiten das Volk an Leib und Seele noch nicht völlig entnervt ist, sondern

den Hindus gegenüber immer noch ein straffes Geschlecht genannt werden kann. Selbstverständlich leiden aber Intelligenz und Willenskraft dabei; grenzenlose Faulheit, fatalistische Indolenz, unbeschreibliche Gleichgültigkeit gegen das Leben und Neigung zum Selbstmord sind daher hervorragende Züge im Charakter der Kols.

So saß und sitzt dies arme Volk in großer Finsterniß, immer völligerem Verderben entgegengehend. Noch ein Jahrhundert länger, und die evangelische Mission hätte bei ihnen ebenso unfruchtbaren, von Dornen und Disteln überwucherten Boden gefunden, als bei so manchen andern Kasten und Volksstämmen Indiens. „Das, was sie aber in dieser Lage besonders empfänglich für's Christenthum machte, war ihr tiefes Gefühl und ehrliches Eingeständniß davon, daß sie „finster" und wie „dumme, verirrte Schafe" in diesem räthselhaften Leben seien." Und selbst dieses tiefe Gefühl von der Dunkelheit und dem Schmerz des Daseins, sammt dem Sehnen und Suchen nach etwas Besserem hätte ihnen ebenso wie ihre Freiheit und rechtmäßiger Grundbesitz nur allzuleicht abhanden kommen können, wenn der langsame aber sichere Hinduisirungsprozeß, dem die Kols wie alle Ureinwohner Indiens sich nicht entziehen können, von der Mission nicht wäre aufgehalten worden. Schon hatten viele Gebräuche des rohesten Hinduismus, sowie Gedanken von Vielgötterei, Seelenwanderung und pantheistischer Weltschmerzerlösung sich bei ihnen einzubürgern und jenes tiefe Sehnen nach Heil in stumpfe Resignation zu verkehren angefangen. Kols, welche lesen konnten, studierten auch die h. Schriften der Hindus und wandten sich hauptsächlich der alle Kastenunterschiede und den Bilderdienst verwerfenden Kabirpanthsekte zu, während die Unwissenderen sich dem Schiwa- und Dschagannath-Dienst hingaben. Aber das alles konnte sie nicht befriedigen. Je weniger sie sich im Hinduismus heimisch fühlten, desto mehr Bedeutung gewann für sie eine ihrer alten Sagen, nach welcher früher Singbongas W o r t bei ihnen gewesen in einem heiligen Buch, das aber um des Ungehorsams ihrer Väter willen ihnen wieder genommen worden sei, um dereinst aus fremdem Lande ihnen zurückgegeben zu werden.

So weist denn alles darauf hin: „nicht englische Regierungsweisheit, nicht Schulen und Civilisation konnten die in Teufelsfurcht, Trunksucht und hinduistische Tyrannei gebannten und in der Verzweiflung kraftlos gewordenen Kols wirklich sittlich heben, n u r die

Geisteskraft und Bildung des evangelischen Christenthums konnte sie retten! Sie mußten und müssen entweder Christen werden oder in jeder Beziehung zu Grunde gehen."

2. Die Mission unter den Kols.

„Nicht von Menschen, sondern von Gott" und „der Herr will es" — das ist das Siegel, welches schon die Gründungsgeschichte der Kolsmission an der Stirne trägt.

1844 hatte Goßner vier Missionare, den Theologen Schatz, zwei Elementarlehrer Brandt und Fr. Batsch, und den Oekonom Janke nach Kalkutta gesandt, aber nicht zu den Kols, sondern um in Barma unter den Karenen, oder falls das nicht möglich, in Tibet eine Mission anzufangen. Beides stellte sich als unthunlich heraus. Einen mit reichen Geldanerbietungen verbundenen Ruf, in der Nähe von Kalkutta sich niederzulassen, mußten sie aus inneren Gründen abweisen. Weiterer Winke des Herrn harrend, blieben sie bei Dr. Häberlin in Kalkutta. Und siehe, eines Morgens, als sie von der Wohnung dieses ihres Freundes und Berathers aus etwas in die Stadt hineingegangen waren, fielen ihnen einige dunkelfarbige Eingeborne von äußerst verkommenem Aussehen in die Augen. Dieselben arbeiteten an den Abzugskanälen der Stadt, arm und verachtet. Nach Hause zurückgekehrt, hörten sie, daß dies Kols aus Westbengalen seien. Unter dem Druck ihrer socialen Lage ermüdet, hatten nämlich viele Kols ihrer sonst heiß geliebten Heimat den Rücken gekehrt und angefangen nicht nur an andere Orte Indiens, sondern selbst nach Mauritius, Trinidad, Jamaika, Demarara, Australien auszuwandern. Mit diesen Elendesten der Elenden waren die Missionare an jenem Morgen in den Straßen der Weltstadt zusammengetroffen. Mit freudigem Erstaunen vernahm Frau Häberlin ihre theilnehmenden Fragen; ihr Herz hatte schon lange für dies arme Volk geschlagen, dessen Versunkenheit ihr durch die Berichte des sel. de Rodt bekannt war. Auch hatten schon fromme Engländer in Rantschi, dem Regierungssitz von Tschota Nagpur, sich mit der Bitte um Missionare an Dr. Häberlin gewandt. Alles kam zusammen, jene vier Goßnerischen Sendboten zu den Kols zu weisen. Dr. Häberlin gieng ihnen als Kundschafter voran, ordnete mit den englischen Freunden die zur Errichtung einer Station nöthigen äußeren Angelegenheiten und kam mit der aufmunternden Nach-

richt zurück: „Das Land ist ein Paradies, das Volk gutartig, des Evangeliums bedürftig.“

Da die Jahreszeit schon zu vorgerückt war, ließen sich die Brüder nun zunächst in Bankura nieder, um dann im Anfang des J. 1845, durch zwei weitere Missionare verstärkt, nach Rantschi aufzubrechen und dort die Mission zu beginnen. Vom eingeb. Radscha erhielten sie ein schönes Stück Land, auf dem sie mit eigener Hand ihre bescheidenen Wohnhäuser errichteten.

Aber das war schon ein Fehler. Bald mußten sie die Unvorsichtigkeit, mit der sie sich den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt hatten, theuer bezahlen. In wenig Jahren waren vier von ihnen gestorben, und eines ihrer ersten Besitzthümer war ein Gottesacker für ihre Todten. Ein noch folgenschwererer Mißgriff war es, daß als Predigt- und Unterrichtssprache nicht der Volksdialekt, sondern das unterländische Hindi von den Missionaren gelernt und gebraucht wurde. Hindi ist allerdings die Sprache des Gerichts, des Handels und der Städte, ja selbst in vielen Dörfern versteht jeder Kol etwas Hindi, aber unter sich sprechen eben Männer und Frauen fast ausnahmslos den Mundari- oder Urao-Dialekt. Es ist daher unmöglich durch Vermittlung des fremdländischen Hindi sowohl die Kols in ihrem tiefen Gemüthsleben zu verstehen, als auch sich ihnen mit der Botschaft des Heils verständlich zu machen. Trotzdem blieben die Missionare Jahrelang fast ausnahmslos beim Hindi. Große Mühe mußten die eifrigen Taufbewerber, ehe sie in die Kirche aufgenommen werden konnten, auf die Erlernung dieser Sprache verschwenden. „Und wenn doch nur alle das Hindi gelernt hätten! Aber war es den Alten überhaupt zuzumuthen? Konnte bei der großen Anzahl von Taufbewerbern das Erlernen des Hindi recht beaufsichtigt werden? War es zu verwundern, wenn die guten Leute gerade wie die Kinder ihren Katechismus mechanisch auswendig lernten, aus Mangel an Sprachkenntniß aber in seinen Sinn nicht eindringen konnten? Konnte es ausbleiben, daß die Predigt einem großen Theil der Kols über die Köpfe hinweg und an den Ohren vorbei gieng? — In der That, das Hindi als Kirchensprache der Kols erinnert uns zu lebhaft an das Lateinische, das bei uns dieselbe Herrschaft geübt, um nicht ein verwerfendes Urtheil zu erfahren.“

Dazu kam, daß es der ganzen Mission an einer festen geord-

neten Leitung und Organisation fehlte. Gerade weil die andern Miss.-Gesellschaften ihm zu statutarisch und weltlich politisch verfaßt zu sein schienen, hatte Goßner angefangen, seine eigenen Missionare auszusenden, die dann in Betreff ihres Verhaltens sowohl als ihres Lebensunterhaltes lediglich auf sich selber angewiesen waren, wenn der treue Alte es auch an Aufmunterung, Rath und Handreichung nicht fehlen ließ. So geriethen denn die Kolsmissionare sehr bald nicht nur in allerlei äußere Verlegenheiten und Nahrungssorgen, sondern arbeiteten oft, trotz aller Aufopferung im Einzelnen, im Ganzen doch ohne Plan, Beständigkeit und Ordnung. So wurde 1846 in Danba eine zweite Station errichtet, aber trotz aller Mühe und Kosten 1848 wieder aufgegeben. Dafür wurde dann in Loharbagga unter den Uraos etwas Neues angefangen und hier von H. Batsch sogar in der Urao-Sprache etwas gepredigt; aber unbegreiflicher Weise wurde diese Station 1854 aufgegeben und dafür nur vier Stunden westlich von Rantschi die Station Pituria erbaut, um schon 1857 ganz resultatlos wieder verlassen zu werden. Auch Govindpur, das doch eine sehr günstige Lage hatte und mitten unter den nachher sich sammelnden Christen lag, wurde bald wieder (1857) aufgegeben!

Goßner schickte noch dazu mehr Missionare hinaus, als die bereits in der Arbeit Stehenden selbst für nöthig oder wünschenswerth hielten. „Diejenigen nun, welche sich den Aelteren unbedingt fügten, wurden behalten; die das nicht thun zu müssen glaubten, wurden mit oder ohne Angabe eines Grundes entlassen oder giengen von selbst.*)" Ein solcher Zustand konnte dem ganzen Werk natürlich nur Schaden bringen und mußte der Arbeit auch der tüchtigsten Missionare den Charakter des Unruhigen, Unbeständigen und Willkürlichen aufdrücken.

Gearbeitet übrigens haben jene Gründer der Kolsmission treulich. Nachdem sie einmal das Hindi gelernt, predigten sie fleißig auf dem Markt und in den Straßen, errichteten eine Schule und suchten auch durch ärztliche Hilfe das Zutrauen der Heiden zu gewinnen. So hatte Miss. Conrad allein im Jahr 1850 an 5705

*) „Von 1844 bis 1867 waren in der Tschota Nagpur-Mission 30 Missionare thätig gewesen. Davon waren 5 gestorben, 15 abgegangen und nur 10 noch 1867 im Dienste der Mission thätig."

Personen Medicin ausgetheilt! Aber es schien alles nichts fruchten zu wollen. Die Missionare fiengen an, muthlos und ungeduldig zu werden. Nachdem sie 4 Jahre lang anscheinend vergeblich gepredigt und sich gemüht, schrieben sie an Goßner: „Die Kols bekehren sich nicht, alle unsre Arbeit ist umsonst, wir haben die Erde aufgerissen und gesäet, aber es zeigt sich keine Frucht; wir wünschen uns ein anderes Arbeitsfeld zu suchen, wo wir mit größerer Hoffnung arbeiten könnten." Goßners Antwort war kurz und gut: „Ob sich die Kols bekehren oder nicht bekehren, das sei Euch ganz gleich; wollen sie das Wort nicht annehmen, so mögen sie es sich zum Gericht hören. Ihr aber betet und prediget ruhig fort; wir hier wollen auch mehr beten." Dieser Weisung kamen die Missionare denn auch nach. Jeden Montag Abend vereinigten sie sich zur besonderen Fürbitte für die Kols und flehten zum Herrn um eine Ausgießung seines h. Geistes. — Wunderbar schnell ward ihr Gebet erhört.

Unter dem Stamme der Uraos befanden sich vier begüterte Grundbesitzer, die, nach Wahrheit und Frieden suchend, sich der pantheistischen Kabirpanth-Sekte angeschlossen hatten, durch ascetische Uebungen, Gebete, Fasten, die ihr Guru ihnen vorschrieb, aber auch nicht befriedigt worden waren. Da kam ihnen ein Missionstraktat in die Hände. Ihr Guru (Lehrer) erklärte das Wort für gut und rieth ihnen selbst zu den Missionaren zu gehen. Ein Prozeß in Landangelegenheiten führte sie gerade jetzt für längere Zeit nach Rantschi, so daß sie Gelegenheit hatten, öfters die christliche Predigt zu hören. Lange freilich dauerte es noch, bis sie sich als Sünder und Jesum als ihren Heiland bekannten. Schon meinten die Missionare, die Stunde habe geschlagen, in welcher die Erstlinge aus den Kols getauft werden sollten. Aber soweit waren jene Männer innerlich noch nicht. „Ja, sagten sie, wir glauben an Jesum, wollen ihn nun aber auch gerne sehen." Man forderte sie auf, regelmäßig der täglichen Bibelstunde beizuwohnen. Sie thaten es. Das Wort gefiel ihnen immer besser, aber sie blieben dabei: „Wir wollen Jesum sehen." Stundenlang unterredeten sich die Missionare mit ihnen, beteten auch mit ihnen; das Ende war aber immer: „Zeigt uns Jesum, so genügt uns." Scheltend und zürnend, daß ihr Wunsch nicht erfüllt wurde, giengen sie endlich fort, fort auch von Rantschi. Sie bildeten sich ein, die Missionare besäßen irgend einen sichtbaren „Jesus", ein Bild, ein Amulett oder etwas der Art, und das wolle man ihnen

vorenthalten. Nach einigen Wochen kamen sie aber wieder. Von ihrem alten Wunsche sagten sie nichts, baten aber zur Verwunderung der Missionare, dem englischen Gottesdienst beiwohnen zu dürfen. Man willfahrte ihnen, trotzdem daß sie kein Wort englisch verstanden. Und siehe, freudestrahlend kommen sie aus der Kirche: „Nun sind wir befriedigt und wünschen nichts als Christen zu werden." Sie hatten sich nun überzeugt, daß auch die europäischen Christen, denen man Jesum doch sicher nicht vorenthalten hätte, bei ihrem Gottesdienst nichts anders thaten als singen, beten und hören, daß man Jesum also wirklich nur mit dem Auge des Glaubens sehen könne. Wieder an einem Sonntag aßen sie zum ersten Mal mit den Christen. Die anwesenden Kols, meist Diener, waren darüber so verwundert, daß sie kaum zu athmen wagten. Damit war der entscheidende Schritt geschehen. Nach sorgfältigem Unterricht wurden die vier Erstlinge getauft, am 9. Juni 1850.

Kurz ehe Goßner diese Freudenbotschaft aus Indien erhielt, hatte er eines Morgens zu einem nahestehenden Freunde gesagt: „Ich habe die ganze Nacht für die Brüder in Rantschi beten müssen; wir werden bald gute Botschaft kriegen!"

Einige Jahre später, nachdem aus den 4 Erstlingen schon eine ganze Gemeinde geworden war, schrieb er in der Biene: „Da die Fischer so im Zuge sind, so helft ihnen das Netz ziehen — betet! Wir müssen alle die Kols kriegen; der Teufel soll keine Gräte behalten, als etwa die der Heiland wegwirft, weil sie faule Fische sind und nichts taugen." Und wirklich, das Netz hat sich seither gefüllt, ja in gewissem Sinne ist es gerissen vor der Menge der Fische.

Die Zeit von 1850—1857 waren die eigentlichen Gründungsjahre der Kolskirche, in welche die Heiden nun mit Haufen hereinzuströmen anfiengen. Bald war es der Trieb, gegen gewissenlose Gutsherren bei christlichen Europäern Schutz und Hilfe zu finden, bald der kindliche oft gedankenlose Glaube an die übernatürliche Kraft des Namens Jesu, des Gebetes zu ihm und der Taufe, bald das Verlangen der drückenden Geisterfurcht und des lästigen, kostspieligen Dämonendienstes los zu werden, immer aber der Wunsch glücklicher und freier zu werden, was die Leute zur Annahme des Christenthums bewog.

Jene Erstlinge sowohl als die andern Kols, welche nun sammt ihren Frauen und Kindern zum Taufunterricht kamen, faßten die

Geschichten von der Schöpfung, vom Sündenfall, von Jesu Geburt, Wunderthaten und besonders seinem Leiden und Sterben mit kindlicher Lebendigkeit auf. Sie fiengen auch bald an aus dem Herzen zu beten, zeigten große Freude über ihr Christsein und ergriffen das Gebet im Namen Jesu als eine Waffe wider alle Anfechtungen der Dämonen. So oft einer krank wurde, beteten sie über ihm lange und wiederholt, bis er gesund wurde. Für ihren 1851 schwer erkrankten Lehrer Schatz lagen sie Tag und Nacht auf den Knieen, bis sie die Freude hatten, ihn genesen zu sehn. Nun geschah es und geschieht noch bis auf den heutigen Tag, daß wenn die heidnischen Kols krank werden, sie, an ihren Teufelspriestern (Pahan) verzweifelnd, die Christen bitten, zu ihnen zu kommen und für sie zu beten. Die Christen sagten dann: Ja, wenn du dem Heidenthum entsagen und Jesum im Glauben annehmen willst, so kann dir geholfen werden. Wurden die Kranken oder Besessenen dann gesund, so nahm oft die ganze Familie das Christenthum an. Ueberhaupt hat nichts so sehr der christlichen Religion Achtung verschafft, und sie verbreiten helfen, als daß die Christen furchtlos zu den Kranken gehn, über ihnen beten, sie pflegen und ihnen Medicin geben.

Dazu kommt die sich immer weiter ausbreitende Ueberzeugung, daß Isu Massih (Jesus) stärker ist als alle Bongas, so daß ein Zauberer, der einmal aufgefordert wurde, einen Christen zu behexen, über diesen keine Gewalt zu haben erklärte, da er zum Prabhu Isu (Herrn Jesu) bete! Wiederholt haben sich auch Leute zur Taufe gemeldet, weil Singbonga oder auch der Prabhu Isu es sie geheißen habe.

In jener Zeit wurden durchschnittlich 200 Personen jährlich getauft. In Rantschi wurde 1851 der Grundstein zur schönen „Christus-Kirche" gelegt. Die Gemeinde war noch klein; da aber aller Orten Uebertritte in Aussicht standen, der alte Goßner auch einen schönen Bau wollte, der dem Herrn Jesus unter den Heidentempeln Ehre machte, so glaubte man die Kirche auf 800 Personen wenigstens einrichten zu sollen. Aber siehe, als man nach mühseliger Arbeit — die Missionare mußten die Hauptarbeit beim Bau zum Theil selbst besorgen — Weihnachten 1855 in das neue Gotteshaus einziehen durfte, da erwies es sich bereits als zu klein für die ganze Gemeinde.

„Da die Christen durch die Fürsprache von Miss. Schatz auch

bei frommen englischen Beamten Schutz und Beistand fanden, wurden sie immer muthiger und unter ihren Stammesgenossen geachteter. Damit hieng es zusammen, daß die von der Wahrheit des Christenthums kindlich fest überzeugten Kols von Anfang an die siegreiche Ausbreitung des Christenthums im ganzen Lande für eine selbstverständliche Sache hielten und den Missionaren, die fast besorgt fragten: werden auch noch Mehrere kommen? antworteten: „nicht Mehrere, sondern Alle werden kommen."

Trotz ihrer geringen Heilserkenntniß wurden sie doch nicht müde umherzugehn in den Dörfern und die „heidnischen Brüder" aufzufordern, dem Teufelsdienst zu entsagen und Christi Lehre anzunehmen, weil es ihnen dann in jeder Beziehung gut gehen werde.

Besonders segensreich sowohl für die Gemeinde selbst als für die Ausbreitung des Evangeliums war das von den Missionaren schon früh eingeführte Aeltestenamt. Diese von der Gemeinde erwählten und vom Missionar durch Handauflegung bestätigten eingebornen Aeltesten haben trotz ihrer oft sehr geringen Kenntniß des Wortes Gottes, trotzdem daß sehr wenige von ihnen schreiben und die meisten kaum lesen konnten, doch mehr als alle Missionare zur Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums gethan. „Weil diese Gemeindevorsteher in den 5—16 Stunden von Rantschi entfernten Dörfern selbständig Gottesdienst hielten, über der Sonntagsheiligung wachten, über Kranken beteten, die Todten mit Gebet beerdigten, die in Sünde fallenden ermahnten und straften, die Heiden, welche sich bekehren wollten, als „neue Christen" in die Gemeinde aufnahmen, ihnen die Zöpfe und heidnischen Schmuck abnahmen, ihr Haus von den Zeichen des Aberglaubens und der Zauberei reinigten und anfiengen sie zu belehren und ihnen den „christlichen Weg" zu zeigen, so hat das Christenthum unter den Kols von Anfang an ein so volksthümliches, von europäischem Einfluß unabhängiges und dauerhaftes Wesen trotz aller ihm im Uebrigen anklebenden Schwächen bekommen."

Im Frühjahr 1857 wuchs die Gemeinde besonders schnell. In den drei ersten Monaten dieses für ganz Indien so verhängnißvollen Jahres konnten 185 getauft werden. Die Kols kamen Dörferweise, und so groß war der Zudrang zum Taufunterricht, daß schon die Knaben der ersten Schulklasse beim Einprägen des Katechismus mit

die Lehrer spielen mußten. Im Ganzen betrug die Zahl der Getauften 900, die der Taufkandidaten weit über 2000.

Es war schon damals das Ganze eine weitgehende, religiös-nationale Bewegung und zugleich eine religiös-soziale Emanzipation vom Dämonendienst und der Hindu-Vergewaltigung. Mittelpunkt derselben war die Christuskirche in Rantschi, welche für die Tschota Nagpur-Gemeinde lange eine ähnliche Bedeutung hatte, wie einst der Tempel zu Jerusalem für alle Juden; blieb sie doch bis zum Jahre 1869 der einzige Ort, wo getauft, konfirmirt und das h. Abendmahl gefeiert wurde. Wesentlich ist durch sie der einheitliche Geist der Kolsgemeinde gefördert worden, jedenfalls ist sie eine Stätte, an welcher viel gebetet, gesungen, Gottes Wort gelernt und christbrüderliche Gemeinschaft genossen werden durfte.

Da, als das Werk im besten Gedeihen war, brach der schreckliche Militäraufstand aus.

3. Die Kolsgemeinde in und nach dem Revolutionsjahr 1857.

Die Empörer, Muhammedaner und Hindus, waren als Feinde der christlichen Europäer auch Feinde der jungen Kolsgemeinde. Schon früher hatten die Christen mehr noch als die heidnischen Bauern von ihren harten Zemindaren zu leiden gehabt, selbst Miss. Herzog war einmal so durchgeprügelt worden, daß er besinnungslos liegen blieb, ja die Missionare insgemein waren als Ruhestörer verklagt worden. Das alles waren aber nur die Vorzeichen. Als die Revolution selbst losbrach, gieng es noch ganz anders her. Systematisch sollten alle Europäer und alle Christen ausgerottet, die muhammedanische Herrschaft wieder hergestellt werden. Lange war man in Tschota Nagpur in großer Angst und Aufregung. Als die Nachricht vom Fall Delhis kam, lebte man neu auf, denn nun schien die Gefahr vorüber. Aber das war eine Täuschung. Jetzt erst giengs auch in Hazaribagh und Rantschi los. Rebellische Sipahi-Regimenter kamen an und machten mit der städtischen Besatzung, sowie mit den längst mißvergnügten Zemindaren gemeinsame Sache. Mit der größten Mühe und unter unsäglichen Beschwerden entkamen die Missionare nach Kalkutta.

Nun gieng es über die Christen her. „Daß ihre Dörfer und Häuser, soweit die Empörer zu ihnen gelangen konnten, von Grund aus geplündert, die armen Kols all' ihrer Habe, ihrer Kleider, Vor-

räthe, Geschirre, ihres Viehes u. s. w. beraubt wurden, verstand sich von selbst und war noch nicht das Schlimmste. Wer fliehen konnte, floh. Aber welch eine Flucht gerade in den schwersten Tagen der Regenzeit. Sechs Wochen lang mußten die Flüchtlinge in Wäldern, Bergen und Höhlen zubringen ohne Lebensmittel, als Wurzeln u. drgl. Einer der Aeltesten hatte 100 Christenkinder bei sich. Viele starben, noch mehr wurden krank und siechten dahin. Wen die Feinde ergriffen, der hatte Verspottung und Mißhandlung der rohesten Art zu erleiden." Das war eine Feuertaufe, in welcher sich die christliche Ueberzeugungstreue der Kolsgemeinde auf's Herrlichste bewährte. Nicht ein Einziger fiel, durch solche Gewaltthaten eingeschüchtert, ab. Mit schlichter, unbeugsamer Festigkeit blieben sie alle unentwegt ihrem Erlöser treu. „Gott und der Herr Jesus ist so groß und du bist so klein und du willst mich zwingen den Herrn zu verlassen! Wie dumm bist du! das wird nicht geschehen. Sterbe ich, so sterbe ich; den Herrn verlasse ich nicht." Das war ihr Sinn und Zeugniß gegenüber ihren Verfolgern.

Diese Stellung der Kolschristen zum christlichen Glauben, diese Treue in den Verfolgungen und dieser Eifer Andere zum Christenthum zu ziehen ist der beste Beweis, daß so gewiß die socialen Motive mit in Rechnung zu nehmen sind, nicht rein äußerliche Beweggründe sie zur Annahme des Christenthums getrieben und noch viel weniger dabei erhalten haben. Mit Bewunderung schauten die Heiden auf die christlichen Märtyrer und der allgemeine Zug zum Christenthum wurde unter den Kols nur stärker. Noch war die Ruhe kaum wieder hergestellt, als sich schon 150 neue Leute zur Taufe anmeldeten.

Unterdessen kamen auch die nach Kalkutta geflüchteten Missionare in nicht geringe Noth. Weil man in Berlin glaubte, auch Kalkutta sei in den Händen der Rebellen, erhielten sie gar kein Geld mehr zugeschickt. Nur durch die Liberalität der Engländer fanden sie ihren Unterhalt. In Berlin lag der 84jährige Goßner krank darnieder. Was sollte nach seinem Tode werden? In dieser bedenklichen Lage riethen Schatz und Fr. Batsch der Mehrzahl der Brüder als Prediger nach Amerika zu gehn oder nach Deutschland zurückzukehren. So verlor die Mission gerade damals, wo sie fromme und erfahrene Arbeiter am nöthigsten gehabt hätte, einige ihrer tüchtigsten Männer wie Gerndt, Lohr, Behrens, Siek u. s. w. Schatz

reiste selbst nach Berlin, fand aber in Deutschland so wenig Sympathie für die Kolsmission, daß er Goßner rieth, das ganze Arbeitsfeld der englisch-kirchlichen Miss.-Ges. abzutreten. Goßner, der in Berlin mitten zwischen den kirchlichen Parteien immer vereinsamter und unverstandener dastand, wandte sich denn auch wirklich an die Kommittee jener wahrhaft evangelischen und hochherzigen Miss.-Ges. welche nach längerer Bedenkzeit das Anerbieten zwar nicht annahm, zur Fortführung der Kolsmission aber 1000 Pf. St. schenkte. Das erlebte Goßner aber nicht mehr. „Am 30. März 1858 endigte er sein Leben, und da bis dahin kein Schritt der Annäherung von Seiten der bischöflichen Miss.-Ges. geschehen war, so scheint es eine Führung der Vorsehung Gottes gewesen zu sein, daß dies Werk in deutschen Händen geblieben ist." Da nämlich eine Antwort so lange ausblieb, hatte Goßner sich kurz vor seinem Tode noch entschlossen „fortzumachen" und Gen.-Superintendent Dr. Büchsel gebeten, nach seinem Abscheiden die Leitung übernehmen zu wollen.

Ein halbes Jahr später kam dieselbe an Prochnow, dann an Ansorge und jetzt ist sie in den Händen von Insp. Plath.

Schon im Okt. 1857 waren die ersten und Febr. 1858 alle Missionare nach Rantschi zurückgekehrt, um sich sogleich wieder an die Arbeit zu machen. Sie fanden die Häuser ausgeplündert, die Orgel zerstört, aber keins der Gebäude verbraunt. Von der engl. Regierung erhielt ein jeder der Zurückgekehrten, obgleich sie bei ihrer gemeinschaftlichen Haushaltung gar kein persönliches Eigenthum gehabt und das Gemeinsame nur wenig werth gewesen, doch eine Entschädigungssumme von 2000 Gulden. Zugleich hob das Kuratorium in Berlin die gemeinsame Wirthschaft auf und gab fortan jedem Missionar eine mäßige Besoldung, mit der er in gesunden Tagen wohl auskommen konnte. Das war eine nothwendige und gute Maßregel, hatte aber bei der damaligen Unsicherheit der Verhältnisse die üble Folge, daß die Missionare es fortan für ihre Pflicht hielten, selbst für die Zukunft ihrer Familien und besonders die Erziehung ihrer Kinder Mittel zu sammeln, Grundbesitz und Häuser zu erwerben und Geld umzutreiben.

Man faßte jetzt den unglücklichen Entschluß, keine neuen Stationen mehr an Orten zu errichten, wo kein europäischer Arzt sei und wo keine Unterstützung von dort wohnenden Engländern für die von Berlin mangelhaft mit Geld bediente Mission zu erlangen sei.

Von Rantschi aus wollte man das ganze große Werk regieren. Bald wuchs dasselbe den Missionaren über den Kopf. Wären sie zahlreicher gewesen, von Deutschland aus besser mit Mitteln und Kräften versehen worden und hätten sie eine feste, geordnete Leitung*) gehabt, so wäre jetzt die herrlichste Zeit für die Kolsmission angebrochen gewesen. Denn zu Hunderten und Tausenden strömten nun die Heiden in die Kirche.

„Die Christen, welche als Anhänger der Engländer verfolgt waren, wurden jetzt von der zurückkehrenden Regierung mit Wohlthaten überhäuft. Alles was ihnen geraubt worden, bekamen sie reichlich wieder. Ihr schlimmster Feind, der Thakur von Hattia wurde als Rebell in Rantschi gefangen und seine Dörfer konfiscirt. Die englischen Beamten traten für die Christen auf und zogen sie sogar vielfach in die unteren Posten des Regierungsdienstes. Dadurch wuchs das Zutrauen der Kols zur englischen Regierung nicht nur, sondern auch zur christlichen Mission. Begeistert faßten nun mit den schon früher Christgewordenen Dorf- und Stammeshäuptern die einflußreichen Männer des Volkes den Gedanken auf: ‚Wir wollen dem nutzlosen, quälenden Teufelsdienst unter Jesu Namensanrufung und Schutz den Abschied geben, uns von den Missionaren unterrichten lassen, Christen werden und dann uns durch Hilfe des Herrn, der Missionare und der engl. Regierung von den ungerechten Bedrückungen der eingewanderten Hindus befreien und das Land, welches uns unrechtmäßiger Weise genommen, wieder an uns bringen.‘ Schaarenweise wurden die Leute hiedurch zum Uebertritt bewogen. In manchen Gegenden kam es sogar vor, daß einige handfeste und redegewandte Christen an der Spitze einer Schaar in die Dörfer zogen und die hinduistischen Dorfpächter wie im Namen der Regierung zwangen, alles den zum Christenthum übergetretenen Kols früher geraubte Land herauszugeben. Die damals über die Regierungsgrundsätze der Engländer noch sehr unklaren hinduistischen Dorfpächter und Dorfbesitzer, welche ohnedies durch die blutige Niederwerfung des Aufstandes sehr ängstlich geworden, gaben vielfach alles gutwillig heraus. Wie weit die Missionare von diesem Unfug

---

*) Den zum Vorsteher der Kolsmission ernannten Miss. Sternberg wiesen die Missionare zu ihrem eigenen Schaden ab. Das Kuratorium gab nach und so blieb es beim Alten.

wußten oder nicht wußten, ist schwer zu entscheiden. Sie kamen weder selbst in die 6—20 Stunden weit entfernten Dörfer, noch hatten sie zuverlässige Katechisten, welche getreuen Bericht hätten erstatten können. Es mangelte eben durchaus an Kräften, um die stets wachsende auf ca. 150 deutsche Quadratmeilen zerstreut lebende Christen-Gemeinde mit Wort und Sakrament zu bedienen, für sie Lehrer, Katechisten und Prediger auszubilden, der heranwachsenden Jugend Schulunterricht zu verschaffen, die Kirchenzucht und Organisation zu handhaben, besonders aber den Taufunterricht von Tausenden, die sich aus den verschiedensten Beweggründen zur Taufe meldeten, zu überwachen, geschweige denn selbst zu ertheilen, von Beschaffung einer christlichen National-Literatur gar nicht zu reden. In Wirklichkeit hatte dies Alles Fr. Batsch ganz allein in den Händen und glaubte auch nichts aus den Händen lassen zu dürfen. Die Folge war, daß, trotzdem er von früh bis spät in vollster Thätigkeit war, dennoch oft gerade die Hauptsachen ungeschehen blieben." Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die zum großen Theil sich selbst überlassenen Christen immer mehr in jenes demagogisch-revolutionäre Treiben hineingeriethen.

Bald kam es zu blutigen Schlägereien zwischen den Christen und ihren heidnischen Stammes- und Bundesgenossen auf der einen und den Hindu-Dorfpächtern und Grundbesitzern auf der andern Seite. Endlich mußte die englische Regierung einschreiten und von beiden Parteien eine ganze Anzahl Betheiligter ins Gefängniß setzen. Die immer etwas unter dem Einfluß ihrer heidnischen und muhammedanischen Subalternen stehenden englischen Beamten nahmen jetzt wieder eine kühle und mißtrauische Haltung gegen die Christen an, wodurch manchesmal auch Unschuldige zu leiden bekamen.

Aber auch nachdem sich die Gunst der englischen Regierung in offenbare Ungunst oder doch Mißtrauen verwandelt hatte, hörte die nun einmal mächtig durchs ganze Land rauschende Fluthwelle christlicher Geistesbewegung nicht auf, viele Heiden fast wider ihren Willen ins Netz der evangelischen Kirche zu treiben. Die Motive des Uebertritts waren immer dieselben: Gebetserhörungen der Christen, wunderbare Träume, Sehnsucht nach Freiheit vom Dämonendienst, Verlangen nach Weisheit und Licht, verwandtschaftliche Verhältnisse zu den bereits Bekehrten, Hoffnung auf Schutz gegen Unterdrückung u. s. w. Je weniger in dieser Zeit die Missionare thaten, desto

eifriger waren die Kolschristen selber in der Ausbreitung des Christenthums. Eine wichtige Rolle spielte in dieser Beziehung der glaubensstarke und bekenntnißtreue Paulus Russua, der den Namen eines „Kols-Märtyrers", welchen ihm Nottrott in seinem Buche beilegt, wohl verdient hat. Schon ein wenig mit den Missionaren bekannt, ihrer Lehre aber durchaus nicht zugethan, fiel dieser Mann 1857 auf der Reise durch einen dunkeln Wald einer Räuberbande in die Hände. Nachdem sie ihn und sein Weib niedergeworfen, sie ihrer Kleider und sonstigen Habseligkeiten beraubt hatten, drohten die wilden Gesellen, Russua, der kein Geld zu haben versicherte, mit dem Schwerte zu enthaupten. Das war eine schreckliche Scene. Da, gerade als die Gefahr am größten war, fallen dem zum Tode Erschreckten die Worte ein, welche er einst vom Missionar gehört. Der Jesus, der ein Heiland aller Menschen und auch vom Tode zu erlösen mächtig sein soll, ist jetzt seine einzige Hoffnung, und ohne sich lange zu besinnen, ruft er: „O Jesu! der Padre Sahib hat mir gesagt, daß du Macht hast, auch vom Tode zu retten; wenn du mir jetzt hilfst, so werde ich den Schaitan verlassen und Christ werden." Wunderbar, wie die plötzliche Erinnerung in der Seele des Russua, ist die Wirkung dieses Gebets auf die Räuber. Bangen Herzens halten sie in ihrem ruchlosen Vorhaben inne. Einer ruft: „Thue dem Mann nichts; siehe, er redet mit Singbonga." Alles Geraubte geben sie zurück und eilen davon. Russua aber, seines Gelübdes eingedenk, beeilt sich, mit den Christen bekannt zu werden, läßt sich zu den Missionaren bringen, legt die Abzeichen des Heidenthums ab, lernt die 10 Gebote, den Glauben und das Vaterunser und kehrt dann in seine Heimat zurück. Hier erwartet ihn Verfolgung, Mißhandlung und Gefängniß. Aber nur ein Wunsch wird durch alle Martern lebendiger denn je in ihm, nämlich der, durch die h. Taufe sich seinem Heiland ganz übergeben zu können und mit Ihm aufs Innigste verbunden zu werden, für den er schon so viel gelitten und dem er durch sein Zeugniß und Beispiel schon ganze Schaaren von Jüngern zugeführt hatte.

Endlich wurde sein Wunsch erfüllt. Mit Weib und Kind geht er nach Rantschi und erhält nach 5wöchentlichem Unterricht die ersehnte Taufe. Dann kehrt er in sein Dorf zurück, um das Opfer neuer Quälereien, aber auch das Mittel neuer Erweckungen und

Bekehrungen zu werden. Eine ganze, große Gemeinde wird durch ihn in Kurmul gesammelt. Wo nur ein Funke von Empfänglichkeit sich zeigt, da ist er bei der Hand, betet mit den Kranken, tröstet die Verfolgten, ermahnt die Sünder; allen ist er Bruder, Freund und Vater. Wo irgend eine schwierige Sache zu ordnen ist, da wird Paulus hingeschickt; meistens aber geht er von selbst schon hin, keinen Weg scheuend. Menschlich geredet, sind durch ihn mehrere tausend Heiden zum Reich Gottes geführt worden.

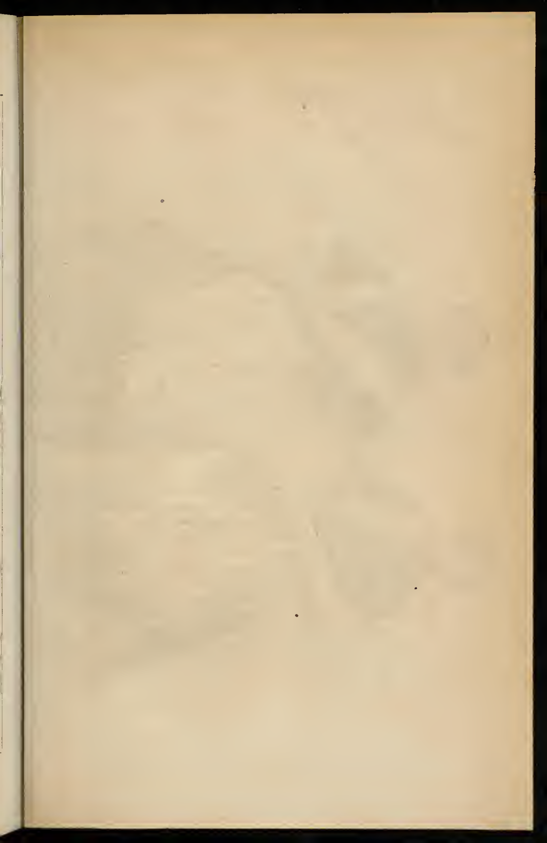
So dehnte die christliche Kolsgemeinde durch den in ihr lebenden, frischen, erobernden Missionsgeist trotz all ihrer Schwächen sich immer weiter aus. Am Schluß dieser 10 Jahre 1858—1868 belief sich die Gesammtzahl der Getauften bereits auf 10,000 Seelen! Im Jahre 1864 waren allein 2100 Personen getauft worden.

Von 1865—1868 hatten sich die Taufen übrigens wieder vermindert. Die Besitzverhältnisse der Kolschristen und ihre ganze sociale Lage war bis zu drohendem Untergange gefährdet, ihre Stellung zu den Missionaren eine so schiefe, daß ein Rückschlag sich nothwendig fühlbar machen mußte. Als der anglikanische Bischof Cotton 1864 einen Besuch in Rantschi machte und seine Herzensfreude an der großen Gemeinde hatte, wollten die Kolschristen, die ihn mit dem obersten englischen Beamten in Kalkutta verwechselten, ihm eine lange Bittschrift überreichen. Fr. Batsch aber nahm ihnen das Papier aus der Hand und zerriß es. Dieser Riß wurde nicht wieder geheilt. Die Führer der Gemeinde fiengen an, das Vertrauen zu den leitenden Missionaren zu verlieren. Zugleich stieg die Unterdrückung der Christen aufs Aeußerste. Sie wurden geplündert, durch ungerechte Frohndienste bis aufs Blut gequält, im Gerichte unter den erlogensten Angaben verklagt und dann eingesperrt. Von 1866—68 variirte die Zahl der beständig im Gefängniß sitzenden Christen zwischen 30 und 50. Viele getaufte und ungetaufte Christen mußten ihren angestammten Grundbesitz arm verlassen und unter viel Noth und Jammer nach den unwirthlichen Gebirgsgegenden oder nach den Theeplantagen von Assam auswandern. Es ist aber ein herzstärkender Beweis von der Macht des Wortes und des Geistes Gottes, daß selbst diese Leute, welche oft aus sehr zweifelhaften Gründen übergetreten waren, trotzdem, daß sie durch ihr Christwerden nicht nur nichts erlangt, sondern in noch größere Bedrängniß gerathen waren, dennoch treu blieben und mitten in den

abgelegenen Wäldern, ohne geistliche Unterweisung und Aufsicht fest zu ihrem christlichen Glauben hielten. Von den Missionaren erhielten die Bedrängten keine Hilfe, sondern nur Ermahnungen zum Glauben und zur Geduld. Immer dringender verlangten die eingebornen Aeltesten und Stimmführer, die Missionare sollten sich fürsprechend und vermittelnd der Unterdrückten annehmen. Aber es geschah nichts. Und als jene Leiter der nationalen Bewegung gegen den Willen der Missionare große Geldsummen zusammenbrachten, nach Kalkutta zogen, der Regierung eine Bittschrift einreichten und dann doch unverrichteter Sache zurückkehrten, entstand in der ganzen Gemeinde die bedenklichste Unruhe und Verwirrung. Fr. Batsch wußte sich nicht zu helfen und that das Schlimmste, was er thun konnte. Er exkommunicirte 25 jener Häupter der Kolschristen! Nun war der Riß vollständig. Die Freudigkeit der Gemeinde war gebrochen, und Uebertritte von neuen Christen kamen daher immer weniger vor. 1865 wurden noch 1791 Personen, 1866: 1001, 1867: 1144, 1868 ca. 800 getauft.

„Das war der Zustand der Mission Ende des J. 1867", heißt es bei Nottrott: „viel Arbeit, aber wenig Arbeiter; viele Bedürfnisse, aber geringe Mittel; eine große Christenzahl, aber nicht überall Leben; immer noch Zudrang der Heiden zum Evangelio, aber im Abnehmen begriffen." Und Miss. Jellinghaus klagt: „Soweit die Ordnung und die, Gott sei Dank! noch immer vorhandene zähe Lebenskraft der Kolschristengemeinde durch unglückliche Verhältnisse erschüttert und verderbt werden konnte, soweit war es damals geschehen. Es mußte eine Aenderung eintreten, wenn die Gemeinde nicht gänzlich zu Grunde gehen sollte. So muß ich jetzt urtheilen, nachdem ich 1868—1870 den wahren Zustand kennen gelernt. Bis 1868 wußte ich selbst von all diesem wenig oder gar nichts, ich arbeitete an der Schule und assistirte nur hier und da, so oft man mich dazu aufforderte und beauftragte. Gerade weil ich um jeden Preis im Frieden leben und in bescheidener helfender Stellung arbeiten wollte, gab ich mir auch weniger Mühe, den innern Zustand der Gemeinde zu erforschen." Man sieht deutlich: es mußte zu einer Krisis kommen.

(Schluß folgt.)





Englisch gebildete Brahmanen.

Die Goßner'sche Mission unter den Kols.

(Schluß.)

4. Ein schweres Jahr und dessen Folgen.

Dazu kam es denn auch im J. 1868, welches mit seinen tiefeinschneidenden Ereignissen ein allen Menschenruhm gründlich verstopfendes Gottesgericht über die ganze Kolsmission brachte.

Vater Goßner war kein Freund von Statuten und Instruktionen gewesen. Alles wollte er in der Mission auf den Glauben und die freie Liebe gestellt wissen. Wie völlig ihm vor der Sache die Form zurücktrat, zeigt ein Schriftstück, das in der Biene 1860, S. 2 als Goßners Instruktion für seine Missionare abgedruckt erscheint und also lautet: „Wenn jeder Bruder nur eine Heidenseele erobert, erbetet und gewinnt, welch ein Gewinn! Und das müssen sie. Sagen Sie allen und jedem, daß, wenn nicht jeder einige Hindus mit in den Himmel bringt, so werde ich sie ewig schelten als Taugenichtse. Es soll jeder solange auf seinem Angesicht liegen und weinen und flehen vor den durchbohrten Füßen Jesu, bis er einen oder mehrere Heiden selig gebetet hat, — und das wird stets wiederholt, so bekommt man zuletzt ganze Heerden. Auf! Brüder! ihr sollt euch nicht allein und ohne Leute vor mir blicken lassen, wenn ich euch im Himmel wiedersehe; ihr dürft schon nicht hinein in den Himmel, wenn ihr nur allein ohne Heiden kämet, ihr müßt Leute mitbringen. Das merkt euch! nun frisch daran! ‚Ihr Brüder, wohlan! Das bleib' euer Plan: nicht fröhlich zu sein, es gehen denn Schaaren zum Leben hinein.' Man kann alles erbeten, — Gott hats gesagt: bittet, so wird euch gegeben. Sollte er was sagen und nicht halten? O, daß euch meine Stimme erreichte! O, daß ich alle Tage euch in die Ohren und Herzen schrei-

ben und sprechen könnte: Glaubet, hoffet, liebet, betet, brennet und scheinet, weckt die Todten auf! Haltet an am Gebet, ringet wie Jakob, lasset nicht ab, — verflucht ist, wer das Werk des Herrn lässig treibt. — Seid nicht Wolken ohne Wasser, nicht zweimal erstorbene, unfruchtbare Bäume, sondern Pflanzen der Gerechtigkeit; — Paradiesbäume, die alle Monate Früchte tragen. — Auf, auf! Brüder, seht, der Herr kommt und wird jeden fragen: wo hast du die Heidenseelen gelassen? Dem Teufel? Geschwind, suchet, suchet Seelen — und kommt nicht ohne sie vor sein Angesicht; er nimmt euch nicht an. Welcher unter euch die Heidenseelen verloren gehn läßt, geht selbst verloren. Merket das! — das predigen Sie, lieber Bruder Sternberg, den Brüdern alle Tage und seien Sie immer gesegnet in Jesu. Amen."

Das war guter, neuer Wein. Aber nach den Schläuchen schauen wir uns vergeblich um. So lange Goßner lebte, konnte die Macht seiner Persönlichkeit die Schwächen seiner Praxis ausgleichen. Ein großer Fehler war es aber, daß — freilich zum Theil aus Pietät gegen den seligen Gründer der Mission — das Kuratorium auch nach seinem Tode noch über 10 Jahre lang es beim Alten ließ, nicht anerkennend, daß ohne Goßners Persönlichkeit die Form seines Wirkens der Mission geradezu schädlich werden mußte. Immer mehr sank daher das Kuratorium in Berlin zu einer bloßen Zahlungs-Maschine herab. Als dasselbe nach dem Austritt von Miss. Schatz den trefflichen Miss. A. Sternberg als Leiter der Kolsmission vom Ganges nach Rantschi versetzen wollte, protestirten die Missionare aufs Entschiedenste gegen diese Anordnung, und zwar in einer sehr unschönen Weise; wahrscheinlich besonders deßwegen, weil sie voraussetzten, Sternberg werde die von ihnen zur Versorgung ihrer Familien begonnene Erwerbung und Vermehrung von Privateigenthum nicht dulden. Es kam zu einer Konferenz in Kalkutta, welcher in vermittelndem Sinne unter Anderen auch Dr. Duff und Dr. Mullens beiwohnten. Den opponirenden Missionaren wurde erklärt, daß sie dem Gesetz gegenüber entschieden Unrecht hätten, namentlich in ihren Ansprüchen auf das Missionseigenthum, über welches lediglich das Kuratorium zu verfügen habe; Sternberg wurde gebeten zurückzutreten und das Kuratorium ersucht, einen andern competenten Leiter der Mission auszusenden. Das Resultat war, daß das Kuratorium nachgab und die Missionare eine unabhängigere

Stellung einnahmen als je. Bestärkt wurden sie darin durch die englisch-deutsche Hilfs-Kommittee, welche sich zur Unterstützung der Kolsmission in Kalkutta gebildet hatte und ihr Werk im vertraulichen Verkehr mit dessen Leitern hingebend förderte.

In ihrer Opposition und ihrem Mißtrauen gegen den heimatlichen Missionsvorstand giengen die alten Missionare nun soweit, daß sie keinen der von Berlin ausgesandten Brüder mehr recht neben sich aufkommen und kollegialisch mitarbeiten ließen. Am schwierigsten aber war seit jener Zurückweisung Sternbergs die Lage des jedesmaligen Inspektors und der neu eintretenden jungen Theologen. Gerade ihrer hätte die Mission damals zur Heranbildung tüchtiger Lehrer und Katechisten am meisten bedurft. Aber auf sie eben waren die alten Missionare am schlechtesten zu sprechen. Im J. 1865 trat Pastor Struve, ein gründlich gebildeter Theologe, in die Mission ein. Statt daß man ihm in Rantschi die Leitung der Schule und des aus ihr zu bildenden Seminars übertrug, schickte man ihn nach Purulia, wo er nicht das in Rantschi gebrauchte Hindi, sondern Bengali zu lernen hatte. Theils mit ihm, theils kurz vor ihm waren noch fünf neue Missionare ausgesandt worden. Zwei von diesen kamen schon 1865 in ein solches Mißverhältniß zu Fr. Batsch und seiner Partei, daß sie austraten und mit Hilfe der Baptisten eine eigene, seither reich gesegnete Mission unter den nördlicher wohnenden Santals anfiengen. Struve aber wurde nach Tschajabasa versetzt, wo er schon 1865 an den Nachwirkungen eines Cholera-Anfalls starb.

Zu Anfang des J. 1867 übernahm Miss. Jellinghaus den Unterricht in der ersten, aus Knaben von 15—19 Jahren zusammengesetzten Schulkasse in Rantschi. Von dieser durchschnittlich 60 bis 70 Knaben und 30—40 Mädchen zählenden Erziehungsanstalt sagt derselbe: „Obgleich diese Kostschule in Rantschi nicht immer so bedient wurde, um namentlich tüchtige Lehrer und Katechisten heranzubilden, so ist sie doch immer noch das wirksamste Mittel zur Verbreitung christlicher Erkenntniß in der Kolsgemeinde gewesen. Die Knaben und Mädchen lernten in einem Jahr nothdürftig lesen und schreiben und besonders — was, so lange die Mundari- und Urao-Sprache nicht im Gottesdienst angewendet wurde, von doppelt hoher Wichtigkeit war — fertig Hindi sprechen. Wenn sie nach 2—3 Jahren die Schule verließen, so kamen sie aus der christlichen Luft

der Schule als gebildete und sehr oft auch für ihr Wissen um den christlichen Glauben begeisterte kleine Missionare ins Dorf zurück. Bald übernahmen sie es, in den Gottesdiensten und Andachten die Bibel vorzulesen und die „neuen Christen" in ihrer freien Zeit zu unterrichten. Die heidnische Jugend des Dorfes fühlte sich zu ihnen hingezogen und lernte von ihnen buchstabiren und lesen und „christliche Weisheit". So brachten sie dann oft nach ein oder zwei Jahren 3—4 Knaben, die sie „zum Herrn gezogen" hatten. Nach meinen Beobachtungen hatten Knaben, die 2—3 Jahre die Kostschule besucht hatten, mehr missionirende Kraft und Geist als solche, die 5—6 Jahre in der Schule gewesen. Der Grund hiefür scheint mir darin zu liegen, daß die Letzteren (obwohl vielleicht ebenso fromm, ja frömmer und viel tüchtiger im christlichen Wissen) zu klug und zu abstrakt für die Kinder des heidnischen Dorfes geworden waren. Ein unverhältnißmäßig höherer Bildungsstand mehrt nicht, sondern verringert in vielen Verhältnißen die Ueberzeugungskraft und den persönlichen Einfluß auf ganz Ungebildete.

„Während etwa 1/15 der schulfähigen Christenkinder in dieser Kostschule in Rantschi einen guten Unterricht erhielten, leisteten die 6—7 Dorfschulen, vor allem wegen der für dieselben ungünstigen Arbeitsverhältnisse im Dorfe, theils auch wegen Mangel an Aufsicht, sehr wenig und au vielen Kindern sogut wie gar nichts. Mehrere der jungen Lehrer kamen, ganz sich selbst überlassen, auf böse Wege und richteten eher Unheil als Heil unter der Jugend und den Erwachsenen an.

„Sehr mangelhaft war es auch mit den Katechisten bestellt. Sie hatten die Aufgabe, den Tauf- und Konfirmationsunterricht zu ertheilen und die Predigt unter Heiden und Christen zu pflegen. Thatsächlich aber waren sie ein Mittelding zwischen Missionsreisepredigern und Missionarsboten. Schatz hatte die Heranbildung solcher Leute von Anfang an sehr vernachläßigt. Der erste wurde erst 1856 in Dienst genommen; bis 1868 jedoch stieg ihre Zahl auf über 20. Diese jungen Leute — ganz unzureichend gebildet — waren von 1861—68 die Handlanger des Missionars, durch die fast alles über die zerstreuten Christengemeinden erforscht und dann auch wieder aus der Ferne geordnet werden mußte. Die Christen sahen diese Katechisten in vielen Fällen bloß für besolbete Boten der Missionare an."

Das Bereisen der christlichen Dörfer durch die Missionare selbst

aber unterblieb in den Jahren 1862—68 so gut wie ganz, eine unverantwortliche Pflichtversäumniß!

All diesen Uebelständen gegenüber war nun die Nothwendigkeit, durch eine gründliche Organisation die Missions-Arbeiten und Angelegenheiten zu regeln, unabweisbar geworden.

Im Jahre 1865 waren die beiden Theologen Häberlin und Nottrott vom neuen Inspektor Ansorge nach Tschota Nagpur gesandt worden. Sie waren es, welche zuerst gegen die Unterdrückung von Seiten der älteren Missionare protestirten, denselben gegenüber ihre Unabhängigkeit behaupteten und auf Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche drangen, wobei sie nicht immer allzu rücksichtsvoll und schonend gegen die „Alten" sich betragen haben mögen. Uebrigens schloßen sich ihnen, des lange still ertragenen Druckes müde, auch die Missionare Jellinghaus und Diblaukies an. Damit war die später auch äußerlich vollzogene Spaltung innerlich eigentlich schon geschehen.

Zu dem entscheidenden Bruch aber kam es erst durch das Erscheinen von Inspektor Ansorge im November 1868. Er war früher selbst, aber nur vorübergehend, in der indischen Mission gewesen, und genoß nicht gerade das Vertrauen und die Achtung derer, welche zu maßregeln er jetzt vom Kuratorium abgesandt war.

Nach vorhergegangener Orientirung in Rantschi und nach Visitation der übrigen Stationen versammelte er am 19. November jene verhängnißvolle General-Konferenz nach Rantschi. Hauptresultat derselben hätte die Einführung und Annahme des vom Inspektor mitgebrachten Organisations-Statuts sein sollen. Eigentlich hätte dies Statut freilich schon der Konferenz selber als unbestrittene Grundlage dienen sollen, doch ließ der Inspektor es zu, daß die Konferenz begann, auch ohne daß dies erreicht gewesen wäre. Aber natürlich war nun das Erste in der Konferenz selbst, daß der Inspektor das Statut feierlich verlas und im Namen des Kuratoriums die Missionare aufforderte, sich durch Namensunterschrift auf dasselbe zu verpflichten. Jetzt mußte es natürlich zur Entscheidung kommen. Es war das erste Mal, daß das Goßnerische Missions-Kuratorium mit Klarheit und Bestimmtheit seine Autorität geltend machte. Es handelte sich nun darum, ob die Missionare, wie früher dem Namen nach, so von jetzt an auch in Wirklichkeit diesem Kuratorium unterthan und gehorsam sein wollten oder nicht.

Leider geschah diese nun einmal nothwendige Entscheidung nicht in ruhiger und würdiger Weise, sondern es entstand eine Scene stürmischer Verwirrung, die damit endigte, daß die renitenten Missionäre zum Konferenzsaal hinausstürmten und ihrer sechs, gegen acht zurückbleibende, das Missionsgehöft verließen, um ein anderes Haus zu beziehen und durch Ablockung der Mehrzahl der Schulkinder und Katechisten eine Gegenmission zu errichten.

Diejenigen, die das Statut annahmen, waren die Missionare Onasch, Uffmann, Häberlin, Jellinghaus, Diblaukies, Nottrott, Voß und Hahn. Verworfen wurde es von Fr. Batsch, Heinrich Batsch, Herzog, Pohlenz (der jedoch später zurücktrat), Krüger und Bohn.

Vielleicht hätte sich auch nach diesen traurigen Auftritten noch ein Ausgleich finden lassen, durch welchen der Skandal einer Gegenmission vermindert worden wäre, hätte sich nicht die hochkirchliche, romanisirende Ausbreitungsgesellschaft, von der man gewohnt ist, sie schneiden zu sehn wo sie nicht gesäet hat, eingemischt. Trotz aller Proteste kam der propaganda-süchtige Bischof Milman aus Kalkutta nach Rantschi und von ihm „dem Herrn über alle Gemeinden in ganz britisch Ostindien“ (!) ließen sich am 16. April 1869 die drei Missionare Gebr. Batsch und Bohn gleich hintereinander erst zur Diakonen- und dann zur Priester-Würde re-ordiniren und etwa 300 Kolschristen durch Ertheilung der Firmelung in die anglikanische Kirche aufnehmen. Damit war der Riß unheilbar geworden.

Die große Masse der Kolschristen freilich blieb der Goßnerischen deutschen Mission treu und für diese sind jene beklagenswerthen Vorgänge entschieden ein heilsames Läuterungsfeuer gewesen, aus welchem sie reiner und gesünder hervorgegangen und einer gedeihlichen, segensreichen Vollendung entgegengeführt wurde. Und wenn es auch schmerzlich ist, daß nun im Kolslande zwei miteinander rivalisirende Missionsgesellschaften sich gegenüberstehn, so hat doch schon die seitherige Erfahrung gelehrt, daß gerade diese Rivalität zu gegenseitiger Kontrolle und zur Anfachung christlichen Wetteifers nicht unersprießlich gewesen ist.

Blicken wir jetzt, wo die Gemüther beruhigt und die Verhältniße geklärt sind, auf jenes schwere Jahr zurück, so müssen wir in dem Geschehenen eine neue Erfüllung jenes Josephswortes erkennen: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es

gut zu machen, daß er thäte, wie nun am Tage ist, zu erhalten viel Volks." „Durch die Krisis des Jahres 1868 hat Gott der Herr die Sünden und Fehler, mit denen jene Mission und ihre Arbeiter behaftet waren, richtend aufgedeckt. Allen Menschenruhm hat er vernichtet. Tief wurden alle Betheiligten gedemüthigt. Schmerzhafte Wunden haben sie aus dem heißen Kampfe mitgebracht, Wunden die wohl hienieden nie ganz heilen werden. — Aber das ist unsres Gottes Art, daß er erst demüthigt, wenn er erhöhen will. Und erhöhet hat er das herrliche Werk der Kolmission so recht sichtbarlich. Größer, greiflicher, evangelischer hat er es aus dem Läuterungsfeuer hervorgehn lassen. Die Mission hat durch jenes schwere Jahr entschieden mehr gewonnen als verloren. Ein andrer Geist ist in die Arbeit gekommen. Rüstiger, selbstloser, geistlicher wird gearbeitet. Die Christengemeinde, die wesentlich bloß eine Taufgemeinde war, hat seitdem angefangen, eine Gemeinde der Heiligen zu werden. Daß alle diese Fortschritte auch ohne jene Krisis hätten stattfinden sollen, das wird niemand leugnen; ob sie ohne dieselbe geworden wären — wer will das sagen?"

Eine Freude war es schon, gleich nach Errichtung jener Gegenmission zu sehn, wie die Christen sich durch dieselbe nicht irre machen ließen, sondern nach wie vor in ihr Zion, die alte Christuskirche zu Rantschi, gepilgert kamen, trotzdem daß die Gegenpartei kaum ein Mittel unbenutzt ließ, sie zu sich herüberzuziehen. Sehr schön offenbarte sich vielfach ihre kindlich feste Ueberzeugung davon, daß die christliche Gemeinde, welcher sie angehörten, eine Einheit sei und bleiben müsse. Wenn ihnen von Engländern oder eingebornen Christen gesagt wurde: „Ihr müßt den Missionaren folgen, die euch getauft haben", so antworteten sie: „Nicht ein Sahib, der Herr Jesus und der h. Geist hat mich zum Christen gemacht". Oder: „Um eines Missionars willen, damit ich bei ihm bliebe, bin ich nicht Christ geworden, sondern um des Herrn willen. Wenn der Missionar nach Europa geht, sollen wir ihm da auch nachlaufen"?!

„Bei der deutschen Mission blieben gerade die Mehrzahl der ältesten und einflußreichsten Führer mit den Gegenden, in denen das Gemeindeleben noch am frischesten war, und in denen der Zug der Heiden zum Christenthum sich am kräftigsten zeigte. Es geschah auch von Seiten der jüngeren Missionare unter viel Strapazen alles Mögliche, um äußerlich und innerlich die deutsche Mission zu stärken.

Die Zahl der Arbeiter war durch Flex's Rückkehr in die Mission, durch Kampfhenkels Kommen vom Ganges und durch Huß, der von Berlin her neu ausgesandt war, auf 11 Brüder gestiegen, so daß trotz mannigfacher, peinigender und niederdrückender Geldverlegenheiten mit neuer Zuversicht gearbeitet werden konnte."

Fleißig wurden die zerstreuten Christengemeinden in 500 Dörfern besucht und seelsorgerlich bedient. Daneben wurde durch Gründung neuer Stationen dafür gesorgt, daß ein größerer Theil der Christen, als bisher, an den regelmäßigen Gottesdiensten Theil nehmen, und die Missionare in nähere Berührung mit den Gemeinden kommen konnten. „Noch im Jahre 1869 wurden Patrasburdsch und Goßnerpur (Govindpur) gegründet. Beide Stationen erwiesen sich sehr bald als reich gesegnet. Auf diesen, von allem europäischen Verkehr fernliegenden Plätzen kamen Missionare und eingeborne Christen einander erst recht nahe. Die Christen fühlten sich besser versorgt und berathen in allen Dingen, und so gewann die Christengemeinde nach allen Verwirrungen und Beraubungen der Jahre 1861—68, und trotz des immer noch wogenden unschönen Kampfes mit der Gegenmission, wieder ein Gefühl von Ruhe, Sicherheit und Muth, das sich auch bald wieder in ihrer erneuten, größeren Anziehungskraft für Hunderte und Tausende ihrer heidnischen Brüder zum Christenthum kundgab. Zu diesen beiden Stationen unter den Mundas wurde denn schon 1871—72 eine dritte Außenstation, Lohardagga unter den Uraos hinzugefügt. Da Goßnerpur ganz ungewöhnlich zunahm (es wurden allein vom 1. Januar — 1. Mai 1872 nicht weniger als 1050 Seelen daselbst getauft) und die Station in ihrem Gebiet jetzt wohl mit den 'neuen, ungetauften Christen' an 10,000 Seelen zählt, so wurde 12 Stunden südlich davon in diesem Jahr der Bau einer neuen Station Matthäuspur in Takarma begonnen."

Von großem Segen war ferner der Eifer, mit welchem sich die Missionare fortan auf Erlernung und Benutzung der Koldialekte legten. Durch eine in Mundari und Urao abgefaßte Taufliturgie wurde die feierliche Handlung für die Betheiligten verständlicher und wichtiger als bisher. In Patrasburdsch wurde das Hindi gänzlich abgeschafft und das Mundari als Kirchensprache eingeführt. In Tschajabasa wurde die Sprache der Larkas, zunächst für die Kinderlehre, benutzt. Die frühere Gleichgültigkeit der Zuhörer verwandelte

sich dadurch plötzlich in die lebhafteste Theilnahme. Namentlich die Frauen waren jetzt erst recht im Stande, dem Unterricht mit Nutzen zu folgen. Für den Kirchengesang wurden Lieder in die Kolsprache übersetzt oder neue gedichtet, kurz es geschah alles, um die Gottesdienste immer nationaler, verständlicher und wirksamer zu machen. So sind denn auch nach der Spaltung zahlreiche Bekehrungen vorgekommen, und zwar im Ganzen aus klareren, lautereren Motiven als in der nächstvorhergehenden Periode.

Auch die Schulen und namentlich das Seminar nahmen einen neuen Aufschwung. In zwei Abtheilungen zählt letzteres gegenwärtig 29—30 Zöglinge, die sich da zu künftigen Lehrern, Katechisten und Evangelisten ausbilden lassen. Die Fächer, in welchen sie Unterricht erhalten, sind: Einleitung in die Bibel, Glaubenslehre, Kirchengeschichte, Auslegung des Neuen Testaments, Homiletik und Didaktik mit praktischen Uebungen im Predigen und Unterrichten, Rechnen, Singen, Geographie, Weltgeschichte, Hindi-Klassiker, Englisch und Griechisch.

In den gewöhnlichen Stationsschulen ist es Regel, soviel Kinder als möglich aufzunehmen und sie sobald als möglich, mit christlichen und allgemeinen Kenntnißen ausgerüstet, in ihre heimischen Dörfer zurückzuschicken. Anfangs geht es natürlich schwer, können sie aber einmal lesen und schreiben, so geht es rasch voran. Am meisten Noth macht das Rechnen. Ihr Fleiß ist wirklich musterhaft. Den ganzen Tag wird gelesen, geschrieben, gerechnet, auswendig gelernt. Wenn Abends 9 in ihrem Schlafzimmer das Licht ausgelöscht ist, und sie nun nebeneinander auf den einfachen Matten daliegen, dann sagt einer von den Aelteren etwas aus dem Katechismus vor, was sie alle nachsprechen, bis einer nach dem anderen einschläft und der Stimmen immer weniger werden. So vergehen denn keine zwei Jahre und sie können Hindi sprechen, lesen und schreiben, wissen die wichtigsten biblischen Geschichten, können den Katechismus mit ziemlichem Verständniß auswendig, verstehen die 4 Species zu rechnen, singen allerliebst und haben auch das Eine oder Andre aus Geographie und Naturgeschichte gehört. Die besonders Begabten rücken dann, wenn sie selber wollen, in die Schule nach Rantschi und ins Seminar vor.

Vergessen wollen wir auch nicht, daß alle die Anstrengungen, welche die Missionare seither zur Förderung ihres Werkes gemacht

haben, wesentlich unter dem heilsamen Einfluß der bald nach der Spaltung definitiv eingeführten Organisation so Erfreuliches zu Stande gebracht haben. Dieselbe erwies sich als ein festes Band unter den Missionaren, das ebenso die Alleinherrschaft eines Einzelnen, als die Zersplitterung der Kräfte verhinderte. Ein gedeihliches brüderliches Zusammenwirken aller Missionare mit ihren verschiedenen Gaben und Kräften wurde durch sie ermöglicht, Ordnung und Gesetzmäßigkeit hergestellt und den eingebornen Christen die wünschenswerthe Mitwirkung gestattet.

Kaum gibt es ein anderes Missionsgebiet, auf welchem das Christenthum sich so national entwickelt hätte, wie in Tschota Nagpur. Wenn einmal die socialen Verhältnisse der Kols überhaupt werden zur Ruhe und Sicherheit gekommen sein, dann wird sich das hohe Maß von Selbständigkeit, welches den eingebornen Christen jetzt schon inne wohnt, erst recht entfalten und Neues, Großes zu Stande bringen. Bis jetzt hat der Druck ihrer äußeren Lage immer noch namentlich eine bedeutendere Geldbeisteuer zu den kirchlichen Ausgaben von ihrer Seite unmöglich gemacht. Drängt man sie in diesem Stück, so ist ihre stete und nur allzu durchschlagende Antwort: „Schafft uns Sicherheit für unser Land, unser Vieh, unsre Ernten, und wir wollen von Herzen beisteuern; jetzt können wir es nicht.“ Doch wenn vor 1868 nur 15 Kapellen bestanden, haben die Leutlein es jetzt auf 76 gebracht, während auch die Gegenmission ihrer 30—40 besitzt. Für den Schulunterricht aber ist durch Beihilfe der Regierung in neuerer Zeit viel geschehen.

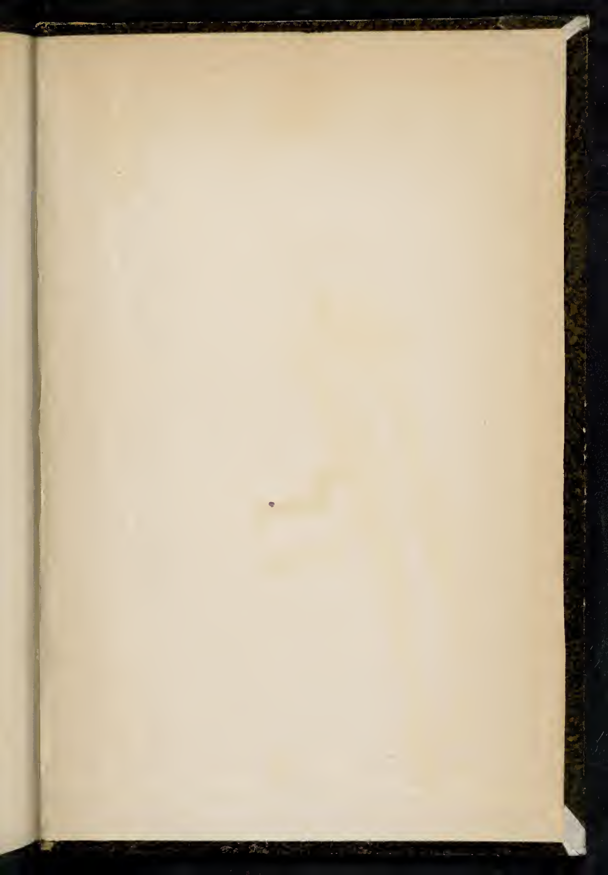
Blickt man nun zurück auf die ganze noch nicht 30 Jahre alte Geschichte der Kolsmission, so muß man staunend ausrufen: Wahrlich der Herr hat Großes gethan! Er hat alles wohl gemacht! Aus den 4 Erstlingen des Jahres 1850 sind zwei Heere geworden, von denen das eine 17,000, das andere (die englische Mission) 6000 getaufte Kolschristen stark ist. Von Menschen ist das nicht. Auch jetzt hat die Goßnerische Mission in Tschota Nagpur nur 14 Missionare auf 6 Stationen. An Geldmitteln fehlt es noch immer, und wiederholt haben die Engländer es ausgesprochen: „Deutschland hat weder Herz noch Geld eine solche Mission entsprechend zu betreiben.“ —

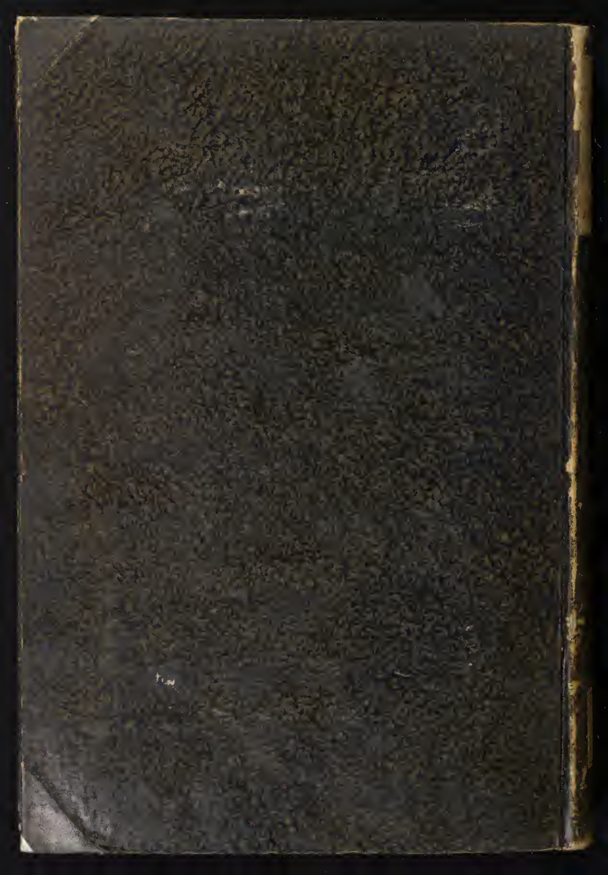
Werfen wir noch auf die Mission der Ausbreitungsgesellschaft einen kurzen Blick! Dieselbe hat sich nun auch so ziemlich organisirt,

seit im März 1873 Dr. Milman die neue „St. Pauls"-Kirche in Rantschi eingeweiht und 5 frühere Katechisten zu Diakonen ordinirt hat. Nachdem sich die Gemeinde 4 Jahre lang mit einem sehr unzureichenden Obdach beholfen hatte, war es ein Fest für sie, den von Miss. Herzog, dem Baumeister der lutherischen Kirche, hergestellten neuen stattlichen Bau zu beziehen. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß auch beim englischen Gottesdienst Kolchristen als Chor und Organist fungiren. Den 5 Diakonen aber werden die beiläufig 300 Dörfer bewohnenden Christengemeinden so untergeordnet, daß ein Jeder die Oberaufsicht über die dieselben bedienenden Katechisten führt. Eine höhere Stellung nimmt der Priester Wilhelm Luther ein, der Pastor der Rantschi Gemeinde, mit welchem sich zwei deutsche und zwei englische Missionare, nebst 2 deutschen Laien, an der Leitung der Mission betheiligen und die 2 Nebenstationen Hazaribagh und Tschajabasa fortführen. Neben einer schönen Schule, über die ein bengalischer Christ gesetzt ist, bestehen noch 11 Dorfschulen. Im letzten Jahr (1872) hatten 456 Heiden die Taufe empfangen, und die Gesammtzahl der Christen belief sich auf 6099 Getaufte und 1027 Katechumenen. Aber auch diese Mission klagt über mangelhafte Unterstützung von Seiten der englischen Christen.

Erwähnenswerth ist noch die Thatsache, daß die Jesuiten, aufmerksam gemacht durch die Fortschritte der Deutschen, in Tschajabasa eine römische Missionsstation errichtet haben, bis jetzt ohne Erfolg. Sie locken das Völkchen mit allerlei Freiheiten an, die sie ihm verheißen, Freiheit des Tanzens und Branntweintrinkens, Freiheit heidnischen Schmuckes für die Frauen u. dgl.

Alle Beherzigung verdient sicherlich der Aufruf, mit welchem Nottrott sein schönes Buch beschließt. „Auf Gräber theurer Todten, sagt er, setzt man Lebensbäume. Auf Goßners Grabe steht der Lebensbaum der Kolmission. Wollen wir nicht helfen, daß derselbe immer weiter wachse und gedeihe, bis alle Kols an ihm Zweige sind, grünende, blühende, fruchtbringende Zweige, und er seine Aeste weit ausbreitet über die indische Erde? — — Wohlan! Das sei der Dank, den wir dem Herrn darbringen wollen für das Gnadengeschenk, das er uns einst in dem evangelischen Glaubensmann Goßner gegeben! Er schenke uns dazu nur Goßners Glauben, Goßners Liebe, Goßners Opferwilligkeit, Goßners Demuth und Goßners Gebetsgeist — dann hats keine Noth".





gen machen. Auf keinem andern Gebiet wenigstens geht dasselbe häufiger und deutlicher in Erfüllung als auf dem der Mission.

Das schlagendste Beispiel hiefür ist vielleicht die Goßner'sche Kolsmission, oft „die Perle der deutsch-evangelischen Missionen“, auch schon „eine Ehrensache der evangelischen Christenheit Deutschlands“ genannt. Denn mit fast ebensoviel Recht hätte man dieselbe als „das Aschenbrödel der deutschen Mission“ oder „die Schande der evang. Christenheit Deutschlands“ bezeichnen können. Ist man doch im Blick auf dieses Gotteswerk versucht auszurufen: wahrlich, nicht durch das, was Menschen gethan haben, sondern trotz dessen was Menschen gethan haben, ist es zu Stande gekommen! Die Missionare haben gefehlt durch Ungeduld und Verzagtheit während der prüfungsvollen Saat- und Wartezeit, durch Scheu vor dem mühsamen Studium der Volkssprache, durch Nachlässigkeit und Unschlüssigkeit gerade in den kritischsten Tagen der Gährung und der Entscheidung, durch allzu kindliche Unvorsichtigkeit auf der einen und allzu kluge Vorsorglichkeit auf der andern Seite, durch Herrschsucht, Ehrgeiz und Unverträglichkeit; die eingebornen Christen haben gefehlt durch fleischliche Selbsthilfe, egoistische Rechthaberei, unevangelische Freiheitsbestrebungen und viele andere große Schwachheiten; die Missionsleitung hat gefehlt anfangs durch übertriebene Schonung, Nachsicht und Formlosigkeit, dann durch ebenso übertriebenen Organisationseifer, Mißtrauen, Rücksichts- und Taktlosigkeit; die ganze deutsche Christenheit hat gefehlt durch beispiellose Gleichgiltigkeit und Kargheit; die freigebigeren englischen Freunde durch Parteilichkeit und Selbstzufriedenheit, und endlich der anglikanische Bischof durch hierarchische Anmaßung und hochkirchliche Proselytenmacherei. Das alles ist's was die Menschen herzlich schlecht gemacht haben. Und doch gibts keine Mission, in welcher so augenfällig von ihrer Gründung an und durch alle Stadien ihrer Entwickelung hindurch die Herzen und Umstände von oben wären geleitet worden, keine Mission, die schnellere und zahlreichere Früchte aufzuweisen hätte; keine, durch welche ein tiefgesunkenes, in Aberglauben und Geisterfurcht gefangenes, von grausamen Gewalthabern unterdrücktes Heidenvolk zu frischerem und hoffnungsvollerem Aufschwung gebracht worden; keine, welche wunderbarere Gebetserhörungen, merkwürdigere Bekehrungen und überhaupt eine bedeutendere Geisterbewegung aufzuweisen hätte, als diese deutsche Mission unter den Kols. Das alles